

DOMIN, Hilde: *Ich will dich*. Gedichte. München: Piper 1970. 47 S. Kart. 9,80.

Das Gedicht verschwindet, der Lyriker auch. Von innen am Rand des Verstummens, von außen nicht mehr zugelassen. Verlangt wird der kommerzialisierte oder der agitatorische Text, das nutzbare Wort, das Wortplakat. Hilde Domin ist sich der Problematik des Gedichts heute scharf bewußt („Wozu Lyrik heute?“ 1968). Sie verteidigt hartnäckig den Atem des Worts, den Atemraum Freiheit in der allseits gesteuerten Welt.

Nach ihrer Rückkehr aus dem Exil veröffentlichte sie relativ spät drei schmale Lyrikbände: „Nur eine Rose als Stütze“ (1959), „Rückkehr der Schiffe“ (1962), „Hier“ (1964). Ihr Thema: das beschädigte, das tödlich gefährdete Leben, das unzeitgemäße Ich. Ihre Form: weder nachexpressionistisch, noch surrealistisch, noch agitatorisch, offenbar beeinflusst von romanischer Satzklarheit und Klang, verständliche Sätze voller Bilder und Metaphern des Lebendigen. Der Prozeß der Wortverkürzung nahm mit den Jahren zu. Auslassungen verfremden und verdichten die Strophen. „Lyrik / das Nichtwort / ausgespannt / zwischen / Wort und Wort“ eröffnete als Motto und aufgezwungenes Programm den Band „Hier“. Nicht zufällig, sehr viel umfassender, qualitativ anders als bei Böll („Entfernung von der Truppe“) das Thema „Entfernung“: die Entfernung des Menschen zu sich selbst, zum andern Menschen, zum geliebten Menschen noch in der Berührung, die Entfernung der Toten, die Entfernung der Kranken, die Entfernung nach der Rückkehr (vgl. Ingeborg Bachmanns Erzählung „Undine geht“ und das Gedicht „Böhmen liegt am Meer“ aus Kursbuch 15). Anwesend sein, gemeinsam sein, in Liebe atmen, Identität, das ist der Geistleib der Verse, ihre Sehnsucht, Sorge.

„Ich will dich“, der dem ersten Gedicht entnommene Titel des neuen Versbandes, will „Freiheit“, eine aufgerauhte Freiheit gegen die alt-pathetische „Freiheit, die ich meine“ und gegen die neue modische und ideologische Glätte des Worts: „Freiheit Wort / das ich aufrauen will / ich will dich mit Glassplit-

tern spicken / daß man dich schwer auf die Zunge nimmt / und du niemandes Ball bist.“ Das Gedicht wurde geschrieben zur Zeit des sowjetrussischen Einmarschs in die Tschechoslowakei. Ein öffentliches Gedicht, ein politisches. Das Motto zu Teil I des neuen Versbandes heißt „damit es anders anfängt / zwischen uns allen“. Das ist Veränderung und Wandlung in einem. Teil II beginnt ähnlich leitspruchartig: „Wort und Ding / lagen eng aufeinander / die gleiche Körperwärme / bei Ding und Wort.“ Das Thematischwerden des Worts hat Domin mit Celan gemeinsam. Aber im Unterschied und Gegensatz zum Celan des „Sprachgitters“ hält Domins Wort Kontakt mit den Dingen. Die „Körperwärme“ entgleitet ihm nicht. Domins Wort entfernt sich nicht aus den Ordinaten des Lebendigen, Lebaren. Sie treibt das Wort nicht in eine Zone des Jenseits, nicht in eine surreal-metaphysische Ferne und Isolierung, aus der es keine Rückkehr mehr gibt. Domins Verse wollen „hier“ sein und mit anderen Menschen zusammenleben. „Angsttraum I . . . ich träume / von einem großen blauen Blutfleck / dem Wortetod / dem Tod / meinem / ihr Kolibrifüße / Fußstapfen fußloser Vögel.“ In „Angsttraum II“ ängstigt sich das lyrische Ich vor dem Verlust des geliebten Du. Domins Verse sind „menschliche“ Verse, „Ecce Homo“ vorstellend, „Sisyphos 1967“, „Abel“. „Napalm“ wird nach einem Fernsehbericht leidend erfahren, verfolgend. Der lyrische Ort Hilde Domins in der Lyrik seit 1945 ist erst ungenügend erkannt – die letzte mir bekannte Lyrikerin jüdischer Abkunft nach Nelly Sachs und Paul Celan –, jemand mit eigenem Wort zwischen Marie L. Kaschnitz und Ingeborg Bachmann, generationsmäßig vor den intellektuellen Emanzipatorinnen liegend, Leben in anderer Bewußtseinslage erfahrend.

P. K. Kurz SJ

ZELLER; Eva: *Sage und schreibe*. Gedichte. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1971 80 S. Kart. 9,80.

Eva Zeller, geboren 1923, lebte mehrere Jahre als Frau eines protestantischen Pfarrers